

Menschen in Bewegung

Hg. von Juliane Geike und Andreas Haasis-Berner

verlag regionalkultur

Gefördert durch:

Land Baden-Württemberg
(Ministerium für Wissenschaft, Forschung und
Kunst, über das Regierungspräsidium Freiburg)



Heimat- und Geschichtsverein Denzlingen

Titelbild Vorderseite	oben: Ein Floß hat das Schüttwehr bei Waidhofen passiert, um 1872 (Foto: Helm) unten: La Fontaine du Berger, Gefangenenlager bei Clermont-Ferrand (Quelle: www.geneanet.org)
Titelbild Rückseite	Schwarzwälder Jenische, den „Bajass“ (Clownfigur) spielend, 1920er Jahre (Private Sammlung Ulrich F. Opfermann, Tönisvorst)
Titel Reihe	Menschen in Bewegung Lebenswelten im ländlichen Raum Historische Erkundungen in Mittel- und Südbaden Band 4
Herausgeber	Juliane Geike und Andreas Haasis-Berner
Herstellung	verlag regionalkultur (vr)
Satz, Umschlaggestaltung	Harald Funke, vr
Endkorrektur	Andrea Sitzler, vr

Diese Publikation ist auf alterungsbeständigem und säurefreiem Papier
(TCF nach ISO 9706) gedruckt entsprechend den Frankfurter Forderungen.

ISBN 978-3-95505-123-5

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen
Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2019. Alle Rechte vorbehalten.
verlag regionalkultur
Heidelberg – Ubstadt-Weiher – Weil am Rhein – Basel

Korrespondenzadresse:
Bahnhofstr. 2 • 76698 Ubstadt-Weiher • Telefon (0 72 51) 3 67 03-0 • Fax 3 67 03-29
eMail: kontakt@verlag-regionalkultur.de • Internet: www.verlag-regionalkultur.de

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
<i>Juliane Geike, Andreas Haasis-Berner</i>	
„Nichts wie weg aus Baden!“ Massenmigration nach Nordamerika um die Mitte des 19. Jahrhunderts	9
<i>Wolfgang M. Gall</i>	
Kinzigtäler Flößer an der österreichischen Ybbs	27
<i>Hans Harter</i>	
Der Denzlinger Seiler Andreas Rübelmann als Auswanderer in den USA (1848–1894)	43
<i>Kurt Hochstuhl, Dieter Ohmberger</i>	
Auswanderer aus dem Simonswald	61
<i>Hans-Jürgen Wehrle</i>	
Ein Buchholzer an den Niagara-Fällen	67
<i>Frank Paske, Hansjörg Fräulin (†)</i>	
Flüchtlinge aus dem Oberelsass 1914 bis 1919	71
<i>Günther Klugermann</i>	
Von „Westwallzigeunern“ im Zweiten Weltkrieg und Flüchtlingen nach 1945 in Elzach und Yach	119
<i>Heiko Haumann</i>	
„Was willsch mit dem Italiener?“	145
<i>Jürgen Herr, Karl Tränkle</i>	
„Daheim ist Ostpreußen!“ Begegnungen mit der Lebensgeschichte einer Friesenheimerin	159
<i>Anja Schellinger, Uwe Schellinger</i>	
Leibeigene des Stiftes Waldkirch in Triberg zur Zeit der Obervögte Franz Xaver Noblath und Johann Franz Meinrad von Pflummern ...	183
<i>Karl Volk</i>	
„Fahrendes Volk“	189
<i>Ulrich Friedrich Opfermann</i>	
Autorinnen und Autoren	236

Von „Westwallzigeunern“ im Zweiten Weltkrieg und Flüchtlingen nach 1945 in Elzach und Yach

Heiko Haumann

Einführung

„Migration ist die auf einen längerfristigen Aufenthalt angelegte räumliche Verlagerung des Lebensmittelpunktes von Individuen, Familien, Gruppen oder auch ganzen Bevölkerungen.“¹ Diese gängige Definition lässt sich noch ergänzen: Es geht um Zu- und Abwanderung innerhalb eines Landes und grenzüberschreitend, bei der dann die Motive, die Distanz, die Wanderungsrichtung, die Dauer des Aufenthaltes, der jeweilige Raum, die Rechtslage und der Wirtschaftssektor, aber auch die Folgen genauer untersucht werden müssen.² All das klingt sehr sachlich, so wie es sich für ein wissenschaftliches Forschungskonzept gehört. Aber dabei dürfen wir nicht ausblenden, dass eine Migration mit Schicksalen, Heimatverlust, oft auch mit Leid und Elend verbunden ist. Während und infolge des Zweiten Weltkrieges können wir uns die Migration in der Welt, in Europa, in Deutschland und auch im oberen Elztal nicht dramatisch genug vorstellen. Nach Elzach und Yach – den beiden Orten, denen ich mich im Folgenden exemplarisch genauer widmen möchte – kamen gezwungenermaßen als Arbeitskräfteersatz Kriegsgefangene sowie Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter, vornehmlich aus Osteuropa, dann Evakuierte, die wegen Bombardierungen oder näher rückender Front hierher zugewiesen wurden, und schließlich Flüchtlinge, die insbesondere vor der Roten Armee geflohen waren, sowie Vertriebene, die als Ergebnis alliierter Vereinbarungen ihre Heimat hatten verlassen müssen. Die Problematik der Kriegsgefangenen und Zwangsarbeiter klammere ich aus, zumal hierzu bereits Untersuchungen vorliegen,³ und konzentriere mich auf die innerdeutsche Zuwanderung in der Kriegs- und Nachkriegszeit.

1 Jochen Oltmer: Migration im 19. und 20. Jahrhundert. München 2010, 1.

2 Vgl. Enzyklopädie Migration in Europa. Vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Hg. von Klaus J. Bade u. a. Paderborn usw. 2007, 19–53, eine Tabelle zur Typologie der Migrationen: 37; Nausikaa Schirilla: Migration und Migrationsgeschichte. In: Migration in Freiburg im Breisgau. Ihre Geschichte von 1500 bis zur Gegenwart. Hg. im Auftrag der Stadt Freiburg i. Br. von Ulrich P. Ecker und Nausikaa Schirilla unter Mitarbeit von Christiane Pfanzen-Sponagel und Hans-Peter Widmann. Freiburg i. Br. 2014, 13–17. Zur Einordnung auch: Philipp Ther: Die Außenseiter. Flucht, Flüchtlinge und Integration im modernen Europa. Berlin 2017.

3 Das Schwarzwalddorf Yach im Zweiten Weltkrieg. „Jeder tat, was in seinen Kräften stand.“ Hg. im Auftrag des Heimat- und Landschaftspflegevereins Yach von Heiko Haumann. 2. Aufl., Ubstadt-Weiher usw. 2014, bes. 78–101.

„Westwallzigeuner“ und andere Evakuierte

Durch die Evakuierten wurde die nicht zum Kriegsdienst eingezogene einheimische Bevölkerung erstmals mit den Folgen des Krieges konfrontiert. Gleich nach Kriegsbeginn am 1. September 1939 wurden Menschen vom Kaiserstuhl und aus der Rhein-



„Westwallzigeuner“ auf dem Weg in den Schwarzwald, vermutlich Herbst 1944 in Freiamt. Fotograf unbekannt (Kreisarchiv Emmendingen, ohne Signatur).



ebene in den Schwarzwald und weiter bis ins Schwäbische umgesiedelt, damit sie nicht Opfer der drohenden Kämpfe zwischen deutschen und französischen Truppen würden. Als diese weitgehend ausblieben, kehrten die Umgesiedelten wieder zurück, um im Juni 1940 erneut ihre Wohnungen verlassen zu müssen, als sich die deutschen Armeen zur Eroberung Frankreichs anschickten. Die dritte Evakuierung erfolgte ab November 1944, weil sich die vorrückenden alliierten Einheiten dieser Gegend näherten. Nach Kriegsende war dann eine Heimkehr in die teilweise zerstörten Dörfer möglich. Wegen des



„Westwallzigeuner“ auf dem Weg in den Schwarzwald, hier in der Hauptstraße von Kenzingen, vermutlich Herbst 1944. Fotograf unbekannt (Kreisarchiv Emmendingen, ohne Signatur).

mehrmaligen Hin und Her, bei dem die Menschen vor allem bei der zweiten und dritten Evakuierung ihre Habe auf Leiterwagen, manchmal auch Pferdewagen mitführten und ihr Vieh dabei hatten, sprach man vom „Herumzigeuern“. Und da ihre Wohnungen in der Nähe des „Westwalls“ lagen, jener Befestigungsanlage entlang des Rheins, die die Nationalsozialisten als unüberwindlich feierten, bürgerte sich schnell die Bezeichnung „Westwallzigeuner“ ein. Bis heute ist nicht geklärt, ob sie sich selbst ironisch so nannten oder ob dieser Ausdruck, eher ein wenig abschätzig, von außen kam.⁴

4 Vgl. Bernhard Hall, Dieter Schonebohm: „Westwallzigeuner“ – Die Evakuierung von Weisweil und Wyhl: 1939, 1940 und 1944/45. In: „Eigentlich habe ich nichts gesehen ...“ Beiträge zu Geschichte und Alltag in Südbaden im 19. und 20. Jahrhundert. Hg. von Heiko Haumann und Thomas Schnabel. Freiburg i. Br. 1987, 143–172. Ute Scherb (Leiterin des Stadtarchivs und des Hanauer Museums in Kehl) berichtete in der Diskussion nach meinem Vortrag beim „4. Yacher Tag der Regionalgeschichte“ am 11. 6. 2017, ehemalige Kehler Evakuierte hätten sich in Interviews empört gezeigt, dass sie damals als „Westwallzigeuner“ bezeichnet worden seien. Vgl. Zwischenzeit. Kehl 1944–1953. Zweisprachige Ausstellung im Hanauer Museum 8.5.–27.11.2016. Kehl 2016, 20; Ute Scherb: Deutsch oder französisch? Das besondere Schicksal der Stadt Kehl am Ende des Zweiten Weltkriegs. In: Vom Nationalsozialismus zur Besatzungsherrschaft. Fallstudien und Erinnerungen aus Mittel- und Südbaden. Hg. von Heiko Haumann und Uwe Schellinger. Ubstadt-Weiher usw. 2018, 161–185. Auf das hinter dem Begriff stehende Klischeebild vom „Zigeuner“ gehe ich hier und im Folgenden nicht ein.

Die Umgesiedelten wurden nach einem Zwischenaufenthalt in einer Produktionshalle der Nähseidenfirma Gütermann in Gutach auf Höfen im oberen Elztal untergebracht. Da alles schnell ging und wenig vorbereitet war, musste man häufig mit einem Strohlager vorliebnehmen.⁵ Die beiden ersten Evakuierungen dauerten nicht sehr lange, so dass sich Provisorien aushalten ließen. Bei der dritten Evakuierung suchten sich die „Westwallzigeuner“ teilweise ihre neuen Quartiere selbst bei Leuten, die sie kannten, oder sie wurden einzelnen Höfen zugewiesen. Hier trafen sie dann auch Ausgebombte aus dem Ruhrgebiet und dem Rheinland, die im oberen Elztal eine Unterkunft gefunden hatten.⁶ Nach Yach kamen die „Westwallzigeuner“ vor allem aus Kiechlingsbergen, Forchheim, Endingen, Riegel und Kenzingen, außerdem Kriegsgeschädigte aus Freiburg und Emmendingen, von weiter her stammten Familien aus Hagen, Dortmund, Köln, Mannheim, Karlsruhe oder Darmstadt.⁷ Von den nationalsozialistischen Behörden wurden sie alle noch zum Arbeitseinsatz verpflichtet. Im Gemeindearchiv Yach liegen unter dem Datum 5. März 1945 Listen von Personen „aus evakuierten und aufgelockerten (!) Gemeinden“, die hier wohnten und die von der Nebenstelle Emmendingen des Freiburger Arbeitsamtes in Yach zur Arbeit in der Landwirtschaft oder in einem Elzacher Rüstungsbetrieb, den Badischen Saphir-Schleifwerken, eingesetzt wurden.⁸ Am 13. Juli 1945 meldete das Bürgermeisteramt Yach der französischen Besatzungsmacht insgesamt 50 Flüchtlinge, die sich noch in der Gemeinde aufhielten.⁹

Die Beziehungen zwischen den Einheimischen und den – in der Regel – vorübergehend Zugewanderten gestalteten sich unterschiedlich. Hin und wieder heißt es in Zeitzeugengesprächen, es habe auch schlechte Quartiere gegeben, wo die Leute „gar nicht freundlich gewesen“ seien und man „gar nicht nett aufgenommen“ worden sei.¹⁰ Aber vielfach wird von guten Kontakten berichtet, die auch noch lange Zeit nach Kriegsende andauerten. Jetzt wohnte und arbeitete man zusammen, und das Vieh der „Westwallzigeuner“ stand gemeinsam mit dem der Einheimischen unter. Man hörte sogar gemeinsam „Feindsender“. Da dies verboten war, wurden die Kinder in dieser Zeit aus dem Zimmer geschickt.¹¹ Eugen Gerber, der als achtjähriger Junge aus Forchheim an einem Morgen Ende Februar 1945 zusammen mit seinen Großeltern, seiner Mutter und seinen Geschwistern sowie weiteren Verwandten in Yach angekommen war und Unterkunft gefunden hatte, berichtet, dass die Zeit dort „wunderschön“ gewesen sei. Er habe häufig geholfen, das

5 Hall, Schonebohm: „Westwallzigeuner“, 156–157, 161, 163.

6 Das Schwarzwaldorf Yach, 102.

7 Gemeindearchiv Yach (im Folgenden: GAY), XI/2 Nr. 499, Umzugs-, An- und Abmeldungen 1940–1945; 026/116-216 Nr. 180, Liste der Flüchtlinge, 13.7.1945.

8 Abgedruckt in: Das Schwarzwaldorf Yach, 102.

9 GAY, 026/116-216 Nr. 180, Liste der Flüchtlinge, 13.7.1945. Vgl. ebd., 446/4 Nr. 429 u. a. zur Rückführung der Evakuierten aus Dortmund, Hagen usw.

10 Hall, Schonebohm: „Westwallzigeuner“, 162.

11 Karl Tränkle (Yach), Mitteilung in der Diskussion nach meinem Vortrag beim „4. Yacher Tag der Regionalgeschichte“ am 11.6.2017.

Vieh auf der Weide zu hüten und abends im Stall zu versorgen. Hier habe er auch zum ersten Mal Skier gesehen. Nach Kriegsende kehrte er am 11. Mai 1945 nach Forchheim zurück.¹² In der folgenden schweren Zeit fuhren manche der „Westwallzigeuner“ mit dem Leiterwagen in die Schwarzwalddörfer zu ihren ehemaligen Gastgebern, um etwa Früchte aus eigenem Anbau gegen Brennholz zu tauschen.¹³

Hin und wieder war es notwendig gewesen, sehr kurzfristig zu reagieren. So erfuhren die Ortsverwaltungen im Kreis Emmendingen am 12. Juni 1943, dass vier Tage später der erste Sonderzug mit ganzen Klassen von insgesamt 1250 Schülerinnen und Schülern sowie deren Eltern aus Dortmund eintreffen werde, die zu verteilen seien. Auf Unter- und Ober-Simonswald entfielen beispielsweise je 20 Schüler zuzüglich deren Familienangehörige.¹⁴

Kinder der „Westwallzigeuner“ und der Evakuierten finden sich unter den Hirtenbuben und Hirtenmaidle in Yach gegen Kriegsende und in der unmittelbaren Nachkriegszeit, namentlich aus Bühlertal, Freiburg, Emmendingen, Mannheim und Heidelberg.¹⁵ Ende Dezember 1944 wurde das Erzbischöfliche Kinderheim von Riegel nach Yach evakuiert. Die Kinder waren Waisen oder stammten aus zerrütteten und verarmten Familien. Das Landratsamt Emmendingen kündigte 8 Erwachsene und 51 Kinder im Alter von 6 bis 14 Jahren an, denen vor allem ausreichend Milch zur Verfügung gestellt werden sollte. Anfang Februar 1945 lebten dann 9 Erwachsene und 43 Kinder in Yach, davon war ein Kind älter als 14 Jahre. Das Heim wurde in den Räumen der Schule untergebracht. Schlafen mussten die Kinder in den Gasthäusern „Adler“ und „Sonne“, einige fanden dann eine Bleibe auf Höfen. Die betreuenden Nonnen sowie der Heimleiter und seine Verwaltungsmitarbeiter wohnten im alten Pfarrhaus. Entgegen den Erwartungen gelang es, dass sich alle selbst versorgen konnten, sie benötigten keine besonderen Zuteilungen.¹⁶ Offenbar stellten die Yacher Höfe genügend Lebensmittel und sonstige notwendige Dinge zur Verfügung. Nach Kriegsende blieben sogar einige Kinder dauerhaft in Yach.¹⁷

12 Eugen Gerber: Von Forchheim nach Yach evakuiert (unveröffentl. Manuskript, Privatarchiv Heiko Haumann).

13 Andrea Haußmann: Vom Ersten Weltkrieg bis ins Jahr 2003. In: Die Geschichte von Simonswald. Hg. im Auftrag der Gemeinde Simonswald von Gerhard A. Auer. Simonswald 2003, 212–246, hier 234.

14 Haußmann: Weltkrieg, 232.

15 Heimatmuseum Yach, Herkunft der Hirtenbuben / Hirtenmädchen im Zeitraum von 1923 bis 1950.

16 Bericht des Yacher Pfarrers Oskar Stoffel, in: Klaus Hoggenmüller: Zwischen „Soldärleschpiele“ und „verglaupe“. Unveröffentl. Manuskript 1985, ohne Seitenzählung; GAY, XI/2 Nr. 499, Umzugs-, An- und Abmeldungen 1940–1945 (1. Bd., vgl. auch den 3. Bd., 1945–1948, zur Rückführung des Kinderheims). Heimleiter Erwin Hogg meldete sich erst am 1.3.1945 von Riegel nach Yach um, ebenso sind die Ummeldungen von zwei Nonnen aus dieser Zeit erhalten (ebd., 1. Bd.).

17 Mitteilung Leo Burger, 8.2.2017. Es handelt sich zumindest um Julius Ehinger, der auf dem Moserhof untergebracht war: GAY, XI/2 Nr. 499, Umzugs-, An- und Abmeldungen 1940–1945.

Flüchtlinge und Vertriebene

Die größten mit Migration verbundenen Probleme kamen erst nach 1945 auf die Ortschaften zu. Infolge des Krieges rollten ungeheure Wellen von Flüchtlingen und Vertriebenen von Osten nach Westen. Etwa zwei Millionen Menschen überlebten Flucht und Vertreibung nicht. In die vier Besatzungszonen westlich der neuen Oder-Neiße-Grenze gelangten insgesamt 14 Millionen Deutsche aus dem Osten. Davon blieben vier Millionen in der Sowjetischen Besatzungszone, aus der sich 1949 die Deutsche Demokratische Republik bildete, und zehn Millionen verteilten sich auf die drei Westzonen, aus denen die Bundesrepublik Deutschland hervorging.¹⁸

Im Land Baden als Teil der französischen Besatzungszone war von dieser Zuwanderung zunächst verhältnismäßig wenig zu spüren. Da das Potsdamer Abkommen der Siegermächte vom 2. August 1945, das die „Überführung“ der deutschen Bevölkerung aus östlichen Gebieten vorsah, ohne Mitwirkung Frankreichs zustande gekommen war, fühlte sich die französische Regierung nicht gebunden, an deren Verteilung auf die einzelnen Besatzungszonen mitzuwirken.¹⁹ Der Wiederaufbau Frankreichs hatte Vorrang. In der französischen Besatzungszone herrschte Hunger, und ein Zustrom von Flüchtlingen und Vertriebenen hätte die schwierige Lage weiter verschärft. Der Zuzug war nur mit Genehmigung der Militärregierung möglich. So betrug nach der Volkszählung vom 19. Oktober 1946 der Anteil von Flüchtlingen in der französischen Zone lediglich 1,5 Prozent.²⁰ Zugelassen waren nur geringe Kontingente, etwa von Verwandten und Bekannten oder besonderen Fachkräften.²¹ Allmählich wuchs jedoch der Druck der britischen und US-amerikanischen Regierungen auf Frankreich, seine

- 18 Arnd Bauerkämper: Deutsche Flüchtlinge und Vertriebene aus Ost-, Ostmittel- und Südosteuropa in Deutschland und Österreich seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs. In: Enzyklopädie Migration, 477–485, hier 478; Klaus J. Bade: Europa in Bewegung. Migration vom späten 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. München 2000, 297–300; Jochen Oltmer: Migration. Geschichte und Zukunft der Gegenwart. Darmstadt 2017, 153–158. Umfassend Andreas Kossert: Kalte Heimat. Die Geschichte der deutschen Vertriebenen nach 1945. Bonn 2015 (Lizenzausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung), zur Gesamtzahl 40 u. ö. Auf die Ursachen und Durchführung von Flucht und Vertreibung gehe ich hier nicht ein. Von den 2 Millionen Toten sind 500.000 nachgewiesen, bei 1,5 Millionen Vermissten ist das Schicksal ungeklärt.
- 19 Vgl. Potsdam 1945. Quellen zur Konferenz der „Großen Drei“. Hg. von Ernst Deuerlein. München 1963, 367.
- 20 Joachim Haug: Flüchtlinge und Vertriebene in Südbaden während der Nachkriegszeit. In: Alltagsnot und politischer Wiederaufbau. Zur Geschichte Freiburgs und Südbadens in den ersten Jahren nach dem 2. Weltkrieg. Hg. vom Arbeitskreis Regionalgeschichte Freiburg. Freiburg i. Br. 1986, 39–43, hier 39. Leicht andere Zahlen: Bauerkämper: Flüchtlinge, 478.
- 21 Vgl. hier und im Folgenden den Vortrag von Uwe Schellinger und Anja Steeger beim „4. Yacher Tag der Regionalgeschichte“ am 11. 6. 2017: „Daheim ist Ostpreußen! Begegnungen mit der Lebensgeschichte einer Friesenheimerin.“ (abgedruckt in diesem Band).

Zone für Flüchtlinge und Vertriebene zu öffnen. Im März 1949 war dies offiziell der Fall. Nach der Gründung der Bundesrepublik wurde dann 1950 die „Freizügigkeit“ wiederhergestellt. Daraufhin setzte auch eine Binnenwanderung der Flüchtlinge und Vertriebenen ein. Damit hatte diese Migration mit all ihren Schwierigkeiten endgültig Baden erreicht.²²

Hier handelte es sich um ganz andere Dimensionen als bei den vorhergehenden Zuwanderungen. Diese waren begrenzt, man musste nur vorübergehend zusammenrücken. Jetzt kamen Flüchtlinge und Vertriebene in viel größerer Zahl, und sie kamen auf Dauer. Ende März 1947 hatten sich etwa 1000 Flüchtlinge im Landkreis Emmendingen aufgehalten, Ende November 1948 rund 2000.²³ 1950 wurden dann 5.483 Heimatvertriebene gezählt, 6,4 Prozent der Kreisbevölkerung. Bis 1961 vergrößerte sich die Zahl auf 9.614 Personen. Die Migrantinnen wurden teilweise zunächst in Aufnahmelagern untergebracht, bevor man sie auf einzelne Gemeinden verteilte, in die andere bereits direkt hingekommen waren.²⁴

Zuweisungen nach Elzach und Yach

Bereits ab Anfang 1947 stellte sich das Kreisamt für Umsiedlungen beim Emmendinger Landratsamt auf den Zustrom von Flüchtlingen ein. Am 31. März 1947 teilte es Yach 160 Personen zu, ein Anteil von über 20 Prozent gegenüber einer Einwohnerzahl von 768 Ende Oktober 1946.²⁵ Für Elzach wurde das Aufnahmesoll auf 350 Personen festgelegt, ein ähnlicher Anteil bei 1.547 Einwohnern. Der Gemeinderat beauftragte am 5. November 1947 den Bürgermeister, in Verhandlungen eine Minderung dieser Zahl zu erreichen. Elzach könne höchstens 250 Personen aufnehmen. Dabei konnte man sich auf die Untersuchungen einer Ende 1945 gegründeten Wohnungskommission stützen. Bereits 1946 hatte man Holzbaracken für die zu erwartenden „Ostumsiedler“

- 22 Haug: Flüchtlinge, 41–43.
- 23 Hans-Werner Retterath: Zuzug von Flüchtlingen und Wohnraumversorgung in der frühen Nachkriegszeit – dargestellt am Beispiel der badischen Kleinstadt Kenzingen. In: Die Pforte 30–31 (2011) 230–248, hier 234–235. Der Beitrag ist auch im Folgenden zum Vergleich heranzuziehen. Die für Kenzingen geschilderten Probleme sind ähnlich wie in Elzach.
- 24 Josef Weber: Zur Geschichte der Stadt Elzach. Erweiterte Ausgabe, Elzach 2003, 90; Der Landkreis Emmendingen. Bd. 1. Bearb. von der Außenstelle Freiburg der Abteilung Landesforschung in der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg. Hg. von der Landesarchivdirektion Baden-Württemberg in Verbindung mit dem Landkreis Emmendingen. Stuttgart 1999, 242 (Jörg-Wolfram Schindler). Vgl. auch zu den Zusammenhängen und zum Vergleich Hans-Werner Retterath: Die Ankunft in Baden bedeutete erst einmal wieder Lager. Deutsche Flüchtlinge und Vertriebene im Freiburg der Nachkriegszeit. In: Migration in Freiburg im Breisgau, 135–144.
- 25 GAY, 446/4 Nr. 429. Zur Volkszählung 1946 und 1950: Ebd., XV Nr. 548. Noch auszuwerten ist die Kartei der Flüchtlinge: Ebd., 112/181 Nr. 265.

errichtet.²⁶ Aufgrund der skizzierten politischen Umstände blieb diese Zuwanderung jedoch zunächst aus.

Die große Welle kam erst später. In Elzach wurden bis 1953 281, bis 1959 341 Flüchtlinge und Vertriebene aufgenommen, rund 16 bis 18 Prozent der Einwohnerschaft. In den umliegenden Ortschaften lag – wie in Yach – der prozentuale Anteil teilweise höher.²⁷ Viele wurden aus den großen Lagern in Dänemark und Norddeutschland, wo sie fast wie Gefangene gehalten worden waren, in eine Flüchtlingsbaracke am Bolzberg oder unmittelbar auf Wohnungen in Elzach verteilt.²⁸

Einige kamen allerdings auch „schwarz über die Grenze“ der Besatzungszone. Vorwiegend waren sie – mit oder ohne „Schlepper“ – aus der Sowjetischen Besatzungszone (SBZ) beziehungsweise nach 1949 aus der Deutschen Demokratischen Republik

26 Klaus Hoggenmüller: „Andere Wohnungen gab es für Flüchtlinge nicht.“ Wohnungsprobleme und Flüchtlingsorgen im Elzach der Nachkriegszeit. Unveröffentl. Manuskript 1985, ohne Seitenzählung.

27 Landkreis Emmendingen 1, 585 (Heiko Haumann). Im Folgenden fasse ich manchmal beide Gruppen nur unter einem der beiden Begriffe zusammen. In Altsimonswald betrug das Aufnahmesoll 13 % der Bevölkerung; Haußmann: Weltkrieg, 234. Nach Biederbach kamen 103 Flüchtlinge und Vertriebene (etwa 7 % der Bevölkerung), zuvor hatten schon 50 Evakuierte hier Aufenthalt gefunden (Landkreis Emmendingen 1, 519 [Fred Ludwig Sepaintner]). Ohne Behandlung dieses Themas: Alfred Allgeier: Biederbach – aus der Vergangenheit zur Gegenwart. Biederbach 2005. In Prechtal (damals mit Oberprechtal vereinigt) wurde ein Ortsausschuss zur Ostumsiedlung gebildet und im September 1947 festgelegt, dass die zugewiesenen Flüchtlinge und Vertriebenen zunächst je zur Hälfte im Gasthaus „Krone Ladhof“ (Unterprechtal) und im Evangelischen Gemeindehaus (Oberprechtal) untergebracht werden sollten; Zahlen werden nicht genannt (Augustin Gutmann, Thomas Steimer: Prechtal. Die Geschichte einer Schwarzwaldgemeinde im 20. Jahrhundert. Hg. von der Ortschaftsverwaltung Prechtal. Prechtal o. D. [2013/14]), 53). Ober- und Niederwinden nahmen rund 500 Flüchtlinge und Vertriebene auf (fast 30 % der Einwohner!), Oberwinden hatte zuvor bereits 102 Evakuierte untergebracht (Heiko Haumann: Winden im Elztal von 1914 bis heute. In: Die Geschichte von Winden im Elztal. Hg. im Auftrag der Gemeinde Winden im Elztal von Gerhard A. Auer. Winden i. E. 2003, 197–238, hier 215, 221). In der amerikanischen Besatzungszone von Württemberg-Baden lag der Anteil der Vertriebenen im Durchschnitt bei 18,5 % (1950) bzw. 18,2 % (1961), auf dem Gebiet des 1952 gebildeten Bundeslandes Baden-Württemberg bei 13,3 % (1950), 15,5 % (1961) und 19,7 % (1970), auf dem Gebiet der BRD insgesamt entsprechend bei 15,7 %, 15,6 % und 18,9 %: Kossert: Kalte Heimat, 55, 59.

28 Als Beispiel für die unzumutbaren Lebensverhältnisse in den Lagern (hier in München-Allach, wo – wie insgesamt in Bayern – Flüchtlinge und Vertriebene aus dem Sudetenland und aus Südosteuropa untergebracht waren) vgl. einen Bericht von Rudolf Ohlbaum (1912–2006) aus dem Jahr 1949, in: Süddeutsche Zeitung, 11./12.3.2017. Eindringlich auch Ré Soupault: Katakomben der Seele. Eine Reportage über Westdeutschlands Vertriebenen- und Flüchtlingsproblem 1950. Hg. von Manfred Metzner. Heidelberg 2016. In Dänemark waren rund 200.000 Flüchtlinge interniert worden, die in den letzten Kriegsmonaten vor allem aus Ost- und Westpreußen evakuiert worden waren.



Ankunft in der Baracke am Bolzberg 1948: Helene Hunsalz mit ihren Töchtern Helene, Elisabeth und Maria sowie deren Sohn Joachim Höfert (Privatarchiv Michaela Fischer).

(DDR) geflüchtet. Die Lebensverhältnisse in den zugewiesenen Orten waren kaum auszuhalten gewesen, die Politik der dortigen Regierung wollten sie nicht akzeptieren. Darüber hinaus hatten sie erfahren, dass sich ein Familienangehöriger in Elzach befand. Diese Menschen hatten es besonders schwer, zumal sie sich als „Illegale“ unter großen Mühen eine Aufenthaltsgenehmigung beschaffen mussten und anfangs keine Beihilfen bekamen.²⁹ Bürgermeister Adolf Rapp setzte sich in schwierigen Fällen energisch im Landratsamt Emmendingen dafür ein, dass die Genehmigung erteilt wurde,

29 Die Ausführungen zu Elzach und Yach beruhen hier wie im Folgenden auf zahlreichen Interviews mit damaligen Flüchtlingen und Vertriebenen sowie Einheimischen, von denen einige ungenannt bleiben wollen (im Folgenden, soweit keine Namen genannt werden können: Interviews; eine Ausnahme wegen des besonders ausführlichen Gesprächs: N. N., 5.12.2017). Ich danke allen, die zu Gesprächen bereit waren, für ihr Vertrauen. Außerdem wurden die Bestände des Stadtarchivs ausgewertet. Bernhard Asal, dessen Vorfahren aus Ostpreußen stammen, hat die Geschichte von Flüchtlingen, das Leben in Ostpreußen und die Flucht 1944/45 aufgearbeitet: Eva, Marjell. Eine Jugend in einer untergegangenen Provinz. Ostpreußen 1921 bis 1945. Elzach-Yach 1992. Zu den Verhältnissen im dänischen Lager sowie zur Flucht aus der SBZ/DDR bis zur Ankunft in Elzach: Interviews Michaela Fischer, 20.11.2017, Monika Greulich, 8.11.2017, N. N., 5.12.2017, sowie weitere anonyme Interviews. Außerdem finden sich dazu schriftliche Berichte im Privatarchiv Michaela Fischer.

und bemühte sich um die Integration der Zugezogenen.³⁰ Nach anderen Erinnerungen wollte er allerdings auch „Illegale“ abschieben, weil die Unterbringung bei den beengten Wohnbedingungen schwierig war.³¹ Auf Vorwürfe reagierte er empfindlich. „[...] wir sind eben nicht in der Lage, alle die umliegenden Wünsche des Zuzugs nach Elzach von Heimatvertriebenen zu erfüllen [...]“, meinte er einmal und bemerkte zu einer entsprechenden Beschwerde, „dass diese Frau einer geordneten Zwangsarbeit zugewiesen werden müsste“.³²

Zwischen Ablehnung und Integration: Zum Verhältnis zwischen Zugewanderten und Einheimischen

Für die Flüchtlinge und Vertriebenen war die Eingewöhnung in die neuen Verhältnisse nicht einfach. Man versuchte sich den Übergang zu erleichtern, indem man beispielsweise bei der Baracke am Bolzberg „eine Laube wie zu Hause“ anlegte. Doch die dortigen Zustände waren eigentlich unhaltbar und stießen auf heftige Kritik. So wurde der Bürgermeister im Rathaus mit den Wanzenbissen konfrontiert, die die Kinder überall am Körper hatten.³³ Aber auch die oft großen Familien, die in der Stadt untergebracht waren, mussten vielfach norddürftig in einem Zimmer hausen – und spürten zugleich die Ablehnung der Einheimischen, die das Zimmer hatten zur Verfügung stellen müssen und nun ihrerseits ebenfalls beengt lebten.³⁴ Zu den Konflikten wegen der Wohnverhältnisse traten kulturelle Unterschiede: Viele der Zugewiesenen fühlten sich in der ungewohnten Landschaft mit – für sie – hohen Bergen nicht wohl.³⁵ Zudem waren die meisten evangelisch und trafen auf eine mehrheitlich katholische Bevölkerung. Sie verstanden anfangs den Elztäler Dialekt nicht. Umgekehrt hatten die Einheimischen Mühe mit den Dialekten der Menschen, die aus Ost- und Westpreußen, Danzig oder anderen östlichen Gebieten stammten. Manchmal galten sie deshalb als „Polacken“, und auch sie wurden als „Zigiiner“ bezeichnet, zudem als „Wüschtgäubige“ und „Zug'loffene“.³⁶ Der konfessionelle Gegensatz zeitigte manchmal seltsame Blüten. Als

30 Interview N. N. Die ausführlichen Berichte in den Interviews können hier nur andeutungsweise wiedergegeben werden. Auch die Geschichte der Familien in Ostpreußen und deren Flucht kann ich in diesem Beitrag nicht wiedergeben.

31 Interview Monika Greulich.

32 Stadtarchiv Elzach (im Folgenden: StadtAE), 213, Schreiben von Bürgermeister Rapp an das Landratsamt Emmendingen, 10.4.1952.

33 Interview Michaela Fischer. Vgl. Interviews Monika Greulich, N. N.

34 Über die Wohnungserfassung und -zuteilung kam es noch bis weit in die 1950er Jahre zu Konflikten, auch mit Bürgermeister Rapp; vgl. StadtAE, 213, 604, zur Wohnungssuche ab 1948 siehe auch ebd., 204.

35 Interview Monika Greulich.

36 Allgemein: Bauerkämper: Flüchtlinge, 481; Ian Kershaw: Höllensturz. Europa 1914 bis 1949. München 2016 (Lizenz Ausgabe der Bundeszentrale für politische Bildung, Bonn 2016), 644. Zu Elzach: Interviews; Interview N. N. Als „Polacken“ wurden auch



In der Laube bei der Baracke am Bolzberg: Helene Hunsalz mit ihren Kindern Martin, Helene und Maria (Privatarchiv Michaela Fischer).

einmal das Dach der katholischen Kirche neu gedeckt wurde, halfen Jugendliche, indem sie Ziegel über eine Leiter bis zur Dachtraufe hochtrugen. Stadtpfarrer Josef Röderer holte die evangelischen unter ihnen von der Leiter: Es komme nicht in Frage, dass sie Dachziegel auf die katholische Kirche trügen! Beim katholischen Religionsunterricht erlaubte Röderer ebenfalls nicht, dass evangelische Schüler anwesend waren.³⁷

Die wenigen katholischen Flüchtlinge, die sämtlich aus dem Ermland stammten, spürten allerdings auch, dass sie trotz des gemeinsamen Glaubens nicht unbedingt willkommen waren. Gerade die Verantwortlichen der katholischen Kirche ignorierten sie weitgehend. Haften blieb beispielsweise auch, dass sie als Kinder in der von der katholischen Kirche veranstalteten Gruppenstunde beim gemeinsamen Flötenspielen in

die Kinder polnischer Zwangsarbeiterinnen bezeichnet, die im Elztal geblieben waren (Petra Frohn Müller-Kaufmann, schriftliche Mitteilung, 22.6.2017, in Erinnerung an eine Klassenkameradin im Waldkircher Progymnasium). Erneut taucht hier das Klischeebild der „Zigeuner“ auf, die angeblich „heimatlos“ umherzögen (vgl. Heiko Haumann: Die Akte Zilli Reichmann. Zur Geschichte der Sinti im 20. Jahrhundert. Frankfurt a. M. 2016, bes. 24–26).

37 Interview N. N., 5.12.2017 und Nachtrag, 15.1.2018.

der hintersten Reihe stehen mussten.³⁸ Zugleich stellten sie unter den Zugezogenen eine Minderheit dar. Sie empfanden dies als „eine doppelte Isolierung“, wengleich sie bei den evangelischen Flüchtlingen offene Türen fanden.³⁹ Interessanterweise gab es auch bei der Unterbringung Unterschiede: Während die evangelischen Flüchtlinge und Vertriebenen verhältnismäßig geschlossen zunächst in der Baracke am Bolzberg und nachher in der Siedlung am Egelese wohnten, waren die katholischen Familien verstreut in der Innenstadt einquartiert.⁴⁰

Als Grund für das Verhalten katholischer Kreise wird seitens katholischer Flüchtlinge angegeben, dass sie notgedrungen – trotz allem – mit den evangelischen Flüchtlingen und Vertriebenen eine „Solidargemeinschaft“ bildeten.⁴¹ Das wird durch eine Untersuchung zu ähnlichen Vorgängen im oberhessischen Allendorf bestätigt und ergänzt. Dort befanden sich die katholischen Altbürger noch in einem heftigen konfessionellen „Kulturkampf“ mit den evangelischen. Sie hielten die katholischen Neubürger für zu „duldsam“ den evangelischen gegenüber, somit „als eine ihren Glauben bedrohende Gefahr“.⁴²

Hervorzuheben ist, dass es durchaus eine Anzahl Einheimische gab, die den Zugezogenen aktive Hilfe leisteten. Vermieterinnen und Vermieter setzten sich oft für ihre Mieter ein, Handwerksmeister sorgten für eine angemessene Arbeitsstelle, Nachbarn schenkten Möbel oder halfen mit Nahrungsmitteln aus, Geschäftsinhaber verkauften dringend benötigte Gegenstände, erwarteten die Bezahlung jedoch erst später, wenn sich die Einkommensverhältnisse gebessert hätten. Gerade das dadurch erwiesene Vertrauen stärkte den Willen der Flüchtlinge, sich ein neues Leben aufzubauen.⁴³

Doch insgesamt überwog die Ablehnung. Die Flüchtlinge und Vertriebenen empfanden diese meist nicht unbedingt in der Form, dass sie bewusst zurückgewiesen wurden: „Wir wurden schlicht ignoriert und isoliert.“⁴⁴ Vor allem die ältere Generation konnte nur schwer ihr Misstrauen und ihre Vorurteile gegenüber den Zugewiesenen abbauen. Unter Jüngeren verlief die Integration in der Regel leichter, zumal die „Neuen“ in der Regel schnell den Elzacher Dialekt lernten.⁴⁵ Selbstverständlich war dies allerdings auch nicht. Vielfach durften anfangs Flüchtlingskinder ihre Klassenkameradinnen nicht zu Hause besuchen, weil deren Eltern den Kontakt ablehnten. So war es schwierig, Freundschaften zu schließen.⁴⁶ Ebenso entrüsteten sich beispielsweise einheimische Kinder

38 Interview Monika Greulich.

39 Hoggenmüller: Wohnungen (Interview mit einer **Elzacherin**, die 1949 als neunjähriges Kind mit ihrer Mutter aus Ostpreußen nach Elzach gekommen war); mit ihr, nämlich mit Monika Greulich, habe ich am 6.9.1985 ebenfalls ein Gespräch geführt; ähnlich im Interview am 8.11.2017.

40 Darauf wies mich Monika Greulich im Interview hin.

41 Interview Monika Greulich.

42 Kossert: Kalte Heimat, 235, vgl. insgesamt zu den konfessionellen Problemen 229–268.

43 Interviews Michaela Fischer, Monika Greulich.

44 Interview Monika Greulich.

45 Interviews Monika Greulich, N. N.

46 Interview Monika Greulich.

über Kinder von Flüchtlingen, als diese im Winter „ihre“ Schlittenbahn besetzt hatten, obwohl sie zu Hause keineswegs diskriminierende Äußerungen gehört hatten.⁴⁷ Außerdem kam es zu „kulturellen Missverständnissen“. Eine Zeitzeugin, damals sieben oder acht Jahre alt, erinnert sich, dass sie an Fasnet 1949 oder 1950 beobachtet habe, wie ein jugendlicher Flüchtling im Zuge einer Auseinandersetzung einem Elzacher Narren die Schuttiglarve vom Gesicht gerissen habe. Das war eine unverzeihliche Handlung! Unzählige Schuttigs hätten den Übeltäter wütend verfolgt. Ob es ihm gelungen sei zu entkommen, wisse sie nicht.⁴⁸ Immerhin beteiligten sich manche Flüchtlinge schon 1949 an der Fasnet, wengleich in für die Elzacher ungewohnten Kostümen. Die Schuttigs fanden die Kinder der Zugezogenen zunächst „unheimlich“.⁴⁹

Neben der Schule waren vor allem die Vereine wichtig, in denen man sich namentlich über den gemeinsamen Sport – Fußball oder Tischtennis beispielsweise – oder über das gemeinsame Singen im Männerchor kennen und vertrauen lernte.⁵⁰ Allerdings erinnern sich manche auch daran, dass sie in der Schule wegen ihrer Dialekte ausge-

47 Dieses Erlebnis erzählte Gerhard Völker (Elzach) in der Diskussion nach meinem Vortrag beim „4. Yacher Tag der Regionalgeschichte“ am 11.6.2017.

48 Petra Frohnmüller-Kaufmann, telefonische Mitteilung, 18.6.2017. Die Fasnet fand nach dem Zweiten Weltkrieg ab 1947 wieder „in gewohntem Rahmen“ statt (Josef Weber: Elzacher Fasnet in alten Bildern. Waldkirch 1996, 21).

49 Interview Michaela Fischer.

50 Interviews Monika Greulich, N. N.



Die erste Fasnet 1949: Maria Höfert mit ihrem Sohn Joachim (Privatarchiv Michaela Fischer).

lacht wurden und die einheimischen Schülerinnen und Schüler nicht verstanden. Erst nach mehreren Jahren habe es Freundschaften gegeben. Ebenso wird berichtet, dass sich einige Vereine schwer taten, die „Neuen“ zu integrieren.⁵¹

Vorwiegend heirateten die Zugewanderten unter sich, doch zunehmend erfolgten Heiraten zwischen Neu- und Alteingesessenen, zwischen evangelischen und katholischen Gläubigen. Darüber kam es allerdings häufig zu scharfen Konflikten innerhalb der Familien – auf beiden Seiten. Erst in der nächsten Generation kann man von einem weitgehenden Verschwinden der Spannungen sprechen.⁵² Insgesamt scheinen sich auf dem Land die Einheimischen und die Flüchtlinge leichter näher gekommen zu sein als in der Stadt. Auf den Höfen in Yach war es nicht so beengt wie in den städtischen Wohnungen, und die meisten Flüchtlinge packten auch sofort bei der land- und forstwirtschaftlichen Arbeit mit an.⁵³

Überhaupt war für die Integration die gemeinsame Arbeit von Bedeutung. In vielen Flüchtlingsfamilien musste die Frau den Lebensunterhalt besorgen, weil der Mann im Krieg gefallen oder vermisst war, in manchen Fällen befand er sich anfangs auch noch in Kriegsgefangenschaft. Die Tätigkeiten waren oft Hilfsarbeiten und entsprachen nicht den Fähigkeiten der Frauen, auch fiel der Lohn mitunter sehr gering aus. Das wurde als ungerecht empfunden. Dieser soziale Statusverlust trug nicht zum Wohlbefinden in der neuen Umgebung bei, erhöhte allerdings bisweilen das Selbstbewusstsein, weil man sich in der schwierigen Lage durchkämpfen konnte. Viele Frauen verbesserten das Familieneinkommen, indem sie Nährarbeiten übernahmen. Zunächst gaben andere Flüchtlinge Bestellungen auf, doch bald kamen auch Einheimische, nachdem sich die Fähigkeiten herumgesprochen hatten. Die Nähmaschine wurde im Übrigen von alteingesessenen Elzacherinnen, die zur Hilfe bereit waren, zur Verfügung gestellt.⁵⁴

Die Männer nahmen dann allmählich eine angemessenere Beschäftigung auf, manchmal sogar in ihren gelernten Berufen. Andere, die als Kinder hierher gekommen waren, machten nach der Schule eine Lehre oder studierten und wuchsen durch ihre berufliche Tätigkeit in die Elzacher Gesellschaft hinein.⁵⁵ Eine wichtige Funktion in der Übergangszeit nahm in Elzach die Textilfabrik Gebrüder Dufner wahr, auch „Schlumpi“ genannt, weil sie textile Altstoffe und Abfälle aufbereitete, um diese als Füllmaterial an Polsterer und an den Großhandel zu verkaufen. Hier erhielten manche Flüchtlinge Arbeit.⁵⁶ Als einer der Inhaber, Xaver Dufner, 1955 als Bürgermeister kandidierte, hoffte er wahrscheinlich auf die Unterstützung seitens der Flüchtlinge.

51 Verschiedene Interviews, wie Anm. 29.

52 Bauerkämper: Flüchtlinge, 482; Interviews zu Elzach.

53 Interviews. Ein Beispiel aus Winden: Gerhard A. Auer: Im Lauf der Zeit. In: Geschichte von Winden, 264–292, hier 286 (Interviewauszug).

54 Interviews Michaela Fischer, Monika Greulich.

55 Interviews Monika Greulich, N. N.

56 Interviews; Bauerkämper: Flüchtlinge, 480–481. Vgl. Monika Blaschke, Monika Knöpfle: Zur Situation der Vertriebenen- und Flüchtlingsfrauen in Freiburg und Umgebung. In: Alltagsnot, 44–50.



Eduard Prah, stehend mit Hut, besaß im ostpreussischen Seefeld eine „Colonialwarenhandlung“. Links befand sich der Laden, rechts eine Schmiede (Aufnahme aus der Vorkriegszeit, Privatarchiv Monika Greulich geb. Prah).

Nachdem jedoch einer seiner Anhänger in einer Gastwirtschaft gegen die Zugezogenen gehetzt hatte, entschieden sich die meisten für den Gegenkandidaten Erich Bayer, der dann auch gewählt wurde.⁵⁷

In den Schulen wurden mehrfach Sammlungen zugunsten der Flüchtlingskinder veranstaltet. So wurden in Katzenmoos anlässlich der Weihnachtsfeier am 23. Dezember 1948 nach einem Programm mit Liedern, Gedichten und einer Ansprache „die Flüchtlingskinder aus Ostpreußen mit gespendeten Lebensmittelgaben beschert“.⁵⁸ Solche Aktionen stießen nicht nur auf Zustimmung. Manche Einheimische, denen es materiell auch nicht gut ging, fühlten sich benachteiligt. Diese Haltung wurde noch verstärkt, als die Flüchtlinge und Vertriebenen staatlicherseits Unterhaltshilfen – neben Soforthilfen auch Beihilfen für Brennmaterial, eine Erstausrüstung an Möbeln und Kleidung sowie andere lebensnotwendige Dinge – erhielten und ab 1952 nach dem Lastenausgleichsgesetz Entschädigungen für erlittene Vermögensschäden beanspruchen konnten, als Einmalzahlung oder als Rente.⁵⁹ Wieder erschien das als eine Bevorzugung.⁶⁰ Dabei waren diese Hilfen unbedingt notwendig.

Nachdem sie in ihrer früheren Heimat häufig größere Höfe bewirtschaftet, ein ertragreiches Gewerbe ausgeübt oder in anderer Weise ein regelmäßiges Einkommen

57 Interview N. N.

58 Archiv des Schulzentrums Oberes Elztal, Protokollbuch der Volksschule Katzenmoos, 57, Eintrag von Hauptlehrer H. Zimmer, 24.12.1948.

59 GAY, 445/4 Nr. 426, 427, 430; StadtAE, 606–610; Bauerkämper: Flüchtlinge, 482; Bossert: Kalte Heimat, 96–109.

60 Interviews Monika Greulich, N. N.



Erster Spatenstich 1949 am „Egelesee“: Helene Hunsalz und ihre Tochter Helene (Privatarchiv Michaela Fischer).

erhalten hatten,⁶¹ standen viele Familien jetzt vollständig vor dem Nichts und mussten bis zum Eintreffen der Zuwendungen betteln gehen.⁶² In den Wohnungen wurde von dem einen oder anderen Vermieter kontrolliert, ob nichts fehlte. Eine Elzacherin erinnert sich: „Flüchtling gleich Zigeuner gleich stehlen.“ Damals hätten sich die Vertriebenen keine Gardinen leisten können, sondern nur kleine Vorhänge, die mit dünnen Leisten am Fenster befestigt worden seien. Verächtlich hätten die Einheimischen von „Flüchtlingsgardinen“ gesprochen.⁶³

61 Vor dem Zweiten Weltkrieg wurde in Ostdeutschland ein Hof von 30 Morgen als ausreichende Existenzgrundlage für eine bäuerliche Familie erachtet (nach zeitgenössischen Angaben in: Martin Sabrow: Erich Honecker. Das Leben davor. 1912–1945. München 2016, 56). Dies wird für Ostpreußen nicht wesentlich anders gewesen sein. Ein preußischer Morgen umfasst 2.552 qm, 30 Morgen demnach 76.560 qm oder 7,7 ha. In einem Interview (N. N.) wurde mir ein Hof mit rund 200 Morgen (etwa 51 ha) genannt. In anderen Fällen waren die Vorfahren Gutsangestellte, Sägewerksarbeiter oder Zimmermann, einmal besaßen die Eltern einen Kolonialwarenladen und führten eine kleine Landwirtschaft (Interview Monika Greulich).

62 Interview Monika Greulich; auch in weiteren Interviews.

63 Interviews.

Die Wohnungsnot wurde schließlich dadurch behoben, dass ab 1950 die Siedlung am Egelesee errichtet werden konnte: 43 Häuser mit 86 Wohnungen.⁶⁴ Einheimische erhielten günstige Mittel der Landeskreditanstalt, wenn sie sich verpflichteten, für mindestens zehn Jahre an Flüchtlinge zu vermieten. So konnten zahlreiche Flüchtlingsfamilien ab 1951 in eine Wohnung in einem schnell hochgezogenen Haus einziehen. Manche erhielten jedoch pünktlich nach zehn Jahren die Kündigung. Aber auch Vertriebene und Flüchtlinge bekamen die vergünstigte Möglichkeit zum Wohnungsbau – manchmal Anlass zum (unberechtigten) Vorwurf einer Bevorzugung. Um in den Genuss der Landesmittel zu kommen, mussten sie ebenfalls vermieten. Mit großem Einsatz beteiligten sich die Flüchtlinge – auch die Frauen – am Bau und halfen, ihn hochzuziehen.⁶⁵ Allerdings blieb trotzdem vielen Familien nichts anderes übrig, als vorläufig weiter mit den zugewiesenen Wohnungen vorlieb zu nehmen. Sie suchten sich oft einen Garten, um mit dem Anbau von Nahrungsmitteln ihre Lebensverhältnisse zu verbessern – aber auch, um mit dieser „kleinen Landwirtschaft“ ein wenig Heimatgefühl zu erzeugen. Einer der Flüchtlinge konnte beim Stadtmüller mit Pferden arbeiten und war glücklich, weil ihn dies an seine Tätigkeit in Ostpreußen erinnerte. Später hielt er sich sogar eigene Pferde.⁶⁶



Stolze Besitzerinnen von „ons Huske“: Helene Hunsalz und ihre Töchter Helene und Elisabeth (Privatarchiv Michaela Fischer).

64 Weber: Elzach, 91; Landkreis Emmendingen 1, 574. Vgl. StadtAE, 587. Solche Siedlungsprogramme gab es, in unterschiedlicher Form, überall in der BRD, vgl. Kossert: Kalte Heimat, 110–121; Retterath: Zuzug, 239–242.

65 Interview Michaela Fischer.

66 Interview Monika Greulich, auch Nachtrag, 9.1.2018.

Für die Zugezogenen war es wichtig, dass 1952 – ebenfalls im Wohngebiet Egelessee – eine evangelische Kirche gebaut wurde. Der Bauplan ging auf den vom Architekten Otto Bartning entwickelten Typ einer erweiterungsfähigen, kostengünstigen „Notkirche für Diasporaregionen“ zurück. Das Gelände stellte die Stadt kostenlos zur Verfügung, das Geld für den Bau kam von Spenden und einer kirchlichen Einrichtung in den USA im Rahmen des Lutherischen Weltbundes.⁶⁷ Zuvor hatten die Evangelischen ihren Gottesdienst im Gasthaus „Adler“ abgehalten. 1964 wurden die Johanneskirche – wie sie seit 1992 heißt – erweitert und der Turm errichtet, 1975 kam das evangelische Pfarrhaus hinzu. Ein Jahr vorher war der Pfarrsitz von Oberprechtal nach Elzach verlegt worden.⁶⁸ In dem lichten Kirchenbau herrschte eine angenehmere Atmosphäre als zuvor im „Adler“. Dort sei es „bedrückend“ gewesen, erinnert sich eine Zeitzeugin, die als einheimisches Kind in den evangelischen Gottesdienst ging. Sie habe den Eindruck einer „Versammlung von traurigen Witwen mit Kopftüchern“ gehabt.⁶⁹ Ein Nebenraum der Kirche ermöglichte zwangslose Treffen und verstärkte den Zusammenhalt.⁷⁰ Der gemeinsame Glaube war von großer Bedeutung, um all das Leid und die existenziellen Veränderungen durchzustehen.⁷¹

Gegenstände, die man über die Flucht hinweg hatte „retten“ können – ein Spielzeug, ein paar Fotos, ein kleines Kissen –, bildeten eine „Brücke“ zwischen der Heimat und dem jetzigen Wohnort.⁷² Die Erinnerung an die ehemaligen deutschen Ostgebiete pflegten die Neu-Elzacherinnen und -Elzacher nicht zuletzt durch die von früher gewohnten Gerichte. Dazu gehörten natürlich die Königsberger Klopse und Rote-Beete-Suppe (Borschtsch) mit Klopfen ebenso wie „Klunkermus“ (süße Mehlsuppe mit Mehlklößchen), Dörrobstsuppe mit „Keilchen“ (Klößchen aus Mehl und Quark), Keilchen in Butter gebraten mit Zucker, Zimt und Kompott, Pellkartoffeln mit „Gloms“ (Quark) oder Sahneheringen, „Schuckeflinse“ (Kartoffelpuffer, Reibekuchen), „Schuckekailche“ (Kartoffelklöße). Die Rezepte dieser Gerichte wurden an die folgenden Generationen weitergegeben und werden teilweise bis heute verwendet. Den ostpreußischen Dialekt verwendeten die Älteren noch, wenn sie unter sich waren. Mit ihren Kindern sprachen sie in der Regel Hochdeutsch. Ostpreußische Bräuche spielten kaum noch eine Rolle,

67 StadtAE, 550. Interview Michaela Fischer, Nachtrag, 10.1.2018, und schriftliche Mitteilung, 6.8.2017. Auch Einheimische sollen gespendet haben, namentlich der Sägewerksbesitzer Friedrich Zäh: Interview Monika Greulich. Otto Bartning (1883–1959) gehörte zu den Begründern der Bauhaus-Idee und gilt als „Architekt einer sozialen Moderne“ (so ein Ausstellungstitel). Im Rahmen des von ihm ab 1945 federführend entwickelten „Notkirchenprogramms“ wurden in 43 Städten nach drei Typen aus vorfabrizierten Elementen Kirchen gebaut. Die Kirche in Elzach zählt zum Typ „Diasporakapelle“.

68 Landkreis Emmendingen 1, 574, 604; Interviews; Mitteilung Michaela Fischer, 10.1.2018.

69 Petra Frohnmüller-Kaufmann, telefonische Mitteilung, 18.6.2017.

70 Interviews Michaela Fischer und Monika Greulich.

71 Interview Michaela Fischer.

72 Das wird in vielen Interviews deutlich, hier als Beispiel Monika Greulich, Nachtrag, 9.1.2018.



Eine Erinnerung an die Heimat: Vorkriegsaufnahme des ermländischen Dorfes Plauten (Privatarchiv Monika Greulich).

zumal die Kinder sie eher ablehnten.⁷³ Hin und wieder wurden landsmannschaftliche Treffen besucht. Zeitungen wie das „Ostpreußenblatt“ oder die „Ermlandbriefe“ sowie „Heimatbriefe“ einzelner Gemeinden und liebevoll gestaltete Ortschroniken hielten ebenfalls die Verbindung zu den Herkunftsgebieten wach. In diesen Medien wurden auch immer wieder Berichte über die Flucht und Vertreibung abgedruckt.⁷⁴ Die stete Lektüre dieser gemeinsamen Erfahrungen mag es erleichtert haben, das eigene Leid

73 Michaela Fischer erwähnte im Interview den Brauch des „Neujahrsbockes“, kann aber nicht sagen, ob dieser auch in Ostpreußen gepflegt wurde. Vielleicht habe er mit der Herkunft der Familie aus dem Salzburger Land zu tun. Es handelt sich um einen traditionellen Brauch, der mit den dämonischen Umzügen in den Rauhächten im Zusammenhang steht (Wörterbuch der deutschen Volkskunde. Neu bearb. von Richard Beidl unter Mitarbeit von Klaus Beidl. 3. Aufl. Stuttgart 1974, 595). Verbreitet ist dieser Brauch auch in den skandinavischen Ländern.

74 Interviews Michaela Fischer (auch: schriftliche Mitteilung, 6.8.2017), Monika Greulich (auch: schriftliche Mitteilung, 10.11.2017), N. N. Mir lagen verschiedene der genannten Medien vor. Die „Ermlandbriefe“ werden seit 1947 herausgegeben, das „Ostpreußenblatt“ („Preußische Allgemeine Zeitung“) ist das Organ der Landsmannschaft Ostpreußen. Die Bedeutung der besonderen Zeitungen für die Vertriebenen wurde auch in der Diskussion nach meinem Vortrag beim „4. Yacher Tag der Regionalgeschichte“ am 11.6.2017 deutlich. Diese „Heimatpresse“ ist, worauf Hans-Werner Retterath hinwies, im Institut für Volkskunde der Deutschen im östlichen Europa in Freiburg teilweise auch online zugänglich (www.ivdebw.de/online-handbuch-heimatpresse).

zu tragen. Ein Großteil der Flüchtlinge und Vertriebenen oder ihrer Nachkommen besuchte, als es möglich war, die frühere Heimat – mit sehr gespaltenen Gefühlen.⁷⁵

Die Abweisung – oder besser: das Ignorieren – durch die Einheimischen konnten die Flüchtlinge und Vertriebenen nur aushalten, indem sie sich eng zusammenschlossen. Wenn es möglich gewesen wäre, hätten die meisten die Rückkehr in ihre Heimat angetreten. Jetzt veranstalteten sie gemeinsame Bunte Abende, Ausflüge oder andere gesellige Zusammenkünfte. In diesem Rahmen war auch die Ortsgruppe Elzach des „Bundes vertriebener Deutscher“ tätig. Man tagte im Nebenraum des „Ochsen“, führte Theaterstücke auf, sang Lieder und trug Gedichte vor, die an die frühere Heimat erinnerten.⁷⁶ Wichtige Funktionen übernahm auch der 1950 gegründete VdK wahr, der Verband der Kriegsgeschädigten, Kriegshinterbliebenen und Sozialrentner.⁷⁷

Durch den eigenen dichten Zusammenhalt verstärkten die Flüchtlinge zugleich die Ausgrenzung.⁷⁸ Ihre Situation führte dazu, dass sie kaum über ihre traumatischen Erlebnisse sprachen und diese damit auch nur schwer „verarbeiten“ konnten. Mehrere Frauen, die in Elzach lebten, waren von sowjetischen Soldaten vergewaltigt worden. Andere hatten dies mit ansehen müssen, hatten erlebt, wie ein Angehöriger erschossen wurde, wie ihre Heimatdörfer in Brand aufgingen, wie Mütter ihre erfrorenen Kinder tagelang weiter trugen, wie Menschen auf der Flucht von Granaten getroffen wurden, im Eis einbrachen oder in der Ostsee ertranken. In Elzach – ebenso wie in den anderen Orten, die ihnen zugewiesen worden waren – wollte dies nur selten jemand hören.⁷⁹

75 Dies wird in allen Interviews deutlich, die ich geführt habe.

76 StadtAE, 600; Interview N. N. sowie weitere anonyme Interviews.

77 StadtAE, 564; Interview N. N.

78 Interview Michaela Fischer.

79 Interviews. Ausführliche schriftliche Berichte über Flucht, Vertreibung und Ansiedlung in Elzach liegen vor von Helene Hunsalz geb. Seidenberg, Elisabeth Hunsalz und Helene Mampe geb. Hunsalz, ebenso verschiedene Korrespondenzen insbesondere zum Flüchtlingslager in Dänemark; außerdem finden sich Unterlagen über die Abstammung der Familie aus dem Salzburger Land, aus dem sie im 18. Jahrhundert als Protestanten auswandern mussten (Privatarchiv Michaela Fischer). Siehe auch den Bericht von Helene H., die im Oktober 1948 nach Elzach kam, über ihre Flucht und Vertreibung aus Ostpreußen in: Günter Bartel: Zuzug von Flüchtlingen nach 1945. In: Der Fremde bin ich selber? Zum Beispiel: Wo kommen wir Elztäler her? Hg. von Detlev Hoffmann und Wolfram Wette unter Mitarbeit von Thomas Bauer. Waldkirch 1997, 59–64, hier 60–61. Vgl. Kossert: Kalte Heimat, 326–335.

Die nicht verarbeitete Vergangenheit

Das Vergangene blieb „unabgegolten“, weil die reale Erfahrung „nicht verarbeitet, nicht angeeignet, nicht in die persönliche Geschichte integriert werden konnte“. Gerade für Menschen mit traumatisch erfahrenen Verletzungen bedeutete dies eine schwere Belastung.⁸⁰ Indem das Gedenken an das Geschehene unterdrückt, die Erinnerung – auch eine Erinnerung gemeinsam von Migranten und Einheimischen – unmöglich gemacht wurde, erfuhren die Vertriebenen eine erneute Missachtung, ja Erniedrigung.⁸¹ Ohnehin waren sie von ihren Erfahrungen, vom erlittenen Leid und vom Verlust der Heimat „überwältigt“. Wie das auch von anderen traumatischen Erfahrungen bekannt ist – etwa bei Überlebenden der nationalsozialistischen Konzentrationslager –, neigen die meisten Betroffenen dazu, zunächst – und manchmal für eine lange Zeit – zu verstummen und nicht über das Erlebte zu sprechen. Um das Schweigen zu durchbrechen, hätten sie einen geschützten Raum gebraucht, ein ihnen zugewandtes Umfeld. Das war offenbar, in Elzach wie anderswo, überwiegend nicht gegeben.

Zwischen den Zugezogenen und den Einheimischen bestand – neben der Konkurrenz, mit der Mangelsituation fertig zu werden – eine „Konkurrenz des Leidens“. Auch die Einheimischen hatten gelitten, nicht zuletzt beklagten sie tote oder schwer verletzte Angehörige. In den Notzeiten nach Kriegsende hatten sie den Eindruck, dass sie viel an die Flüchtlinge und Vertriebenen abgeben mussten, obwohl sie selbst wenig besaßen. Die Flüchtlinge hingegen sahen, dass sie alles verloren hatten, während die Einheimischen überwiegend doch noch über eine ausreichende Lebensgrundlage verfügten.⁸² Bedeutsam dürfte weiterhin gewesen sein, dass die Bevölkerung im oberen Elztal kaum Erfahrungen mit der Zuwanderung einer größeren Gruppe von „Fremden“ hatte.

Möglicherweise kam noch etwas hinzu: Während der nationalsozialistischen Herrschaft hatten zahlreiche Menschen mehr oder weniger „weggeschaut“, um möglichst wenig von den Verbrechen zu wissen und damit Verantwortung mittragen zu müssen.⁸³

80 Joachim Küchenhoff: Das Unabgegoltene: Das eigene oder fremde, das reale oder virtuelle Vergangene. In: Das unerledigte Vergangene. Konstellationen der Erinnerung. Hg. von Emil Angehrn und Joachim Küchenhoff. Weilerswist 2015, 83–104, hier 88; Jürgen Straub: Erlebnisgründe in Verletzungsverhältnissen. Unerledigte Vergangenheiten in aktionalen Erinnerungen, persönlichen Selbstverhältnissen und sozialen Praxen. In: ebd., 119–149, hier 138.

81 Emil Angehrn: Das Vergangene, das nie gegenwärtig war. Zwischen Leidenserinnerung und Glücksversprechen. In: Das unerledigte Vergangene, 175–205, hier bes. 182–188. Vgl. auch Andris Breitling: Frei werden durch gemeinsames Erinnern. Zum Begriff einer geschichtlich bedingten Freiheit nach Jean-Paul Sartre, Maurice Merleau-Ponty und Paul Ricoeur. In: ebd., 207–232.

82 Eine entsprechende Auseinandersetzung mit einem Einheimischen schildert Monika Greulich im Interview.

83 Vgl. z. B. Robert Gellately: Hingeschaut und weggesehen. Hitler und sein Volk. München 2004; Peter Longerich: „Davon haben wir nichts gewusst!“ Die Deutschen und

So reagierten sie nun abwehrend und wollten vom Leid der „Anderen“ in der Regel nichts wissen. Hier zuzuhören und mitzuleiden fiel nicht nur schwer, weil sie ihren eigenen Schmerz verarbeiten mussten. In dieser Umbruchphase nach Kriegsende waren die bisherigen Orientierungen verloren gegangen, und durch die „Entnazifizierung“ wurde das Verhalten in den vergangenen Jahren überprüft. Viele wollten nicht an ihre Mitverantwortung für die Folgen des Nationalsozialismus erinnert werden. Auch deshalb schlossen sie noch einmal die Augen. Man hatte genug mit den eigenen Sorgen in der schwierigen Nachkriegszeit zu tun und wollte sich nicht davon abhalten lassen, alle Kraft auf den Aufbau für die Zukunft zu lenken.⁸⁴ Dieser in Deutschland weit verbreitete Mechanismus – nicht nur gegenüber Flüchtlingen und Vertriebenen – bedeutete allerdings zugleich, dass man sich von den Lasten der Vergangenheit nicht befreien konnte. Diese blieb „unerledigt“ – abgeschlossen ist sie ohnehin nie – und holte deshalb die Menschen immer wieder ein. Hätte eine vertiefte Auseinandersetzung mit der Vergangenheit stattgefunden, wäre viel gewonnen gewesen, um besser gerüstet mit späteren Problemen umgehen zu können. Erfahrungen bei der Auseinandersetzung mit der Vergangenheit, die wir durchgespielt und reflektiert haben, werden in unserer Erinnerung gespeichert. Dadurch erweitern sie den „Horizont“ unserer Lebenswelt und beeinflussen unser Selbstverständnis, unser Denken, Fühlen und Handeln.⁸⁵

die Judenverfolgung. München 2006. Zu einem Elzacher Beispiel Heiko Haumann: Eine „Judenaktion“ 1938 in Elzach. Die Ausschreitungen gegen die Familie Türkheimer – Hintergründe, Verantwortung, Folgen. Hg. von der Stadt Elzach. Ubstadt-Weiher usw. 2015. Siehe auch Kossert: Kalte Heimat, 12. Er zitiert u. a. Klaus J. Bade, der von „zwei Schicksalsgemeinschaften“ und einer „Opferkonkurrenz“ spricht, sowie Walter Dirks und Eugen Kogon, die schon 1947 schrieben: „Die armen Opfer in Schlesien und Ostpreußen leiden stellvertretend für die wahren Schuldigen, und es ist ein Zufall, dass nicht wir es sind, du und ich, die stellvertretend leiden und sterben müssen.“ Insgesamt belegt Kosserts Buch eindrücklich die Gegensätze zwischen Einheimischen und Vertriebenen.

84 Vgl. die Überlegungen der Herausgeberinnen in: Zugezogen. Flucht und Vertreibung – Erinnerungen der zweiten Generation. Hg. von Roswitha Schieb und Rosemarie Zens. Paderborn 2016, 20–21; Barbara Lehmann: „Die Fremden sind wir selber.“ Ebd., 99–105.

85 Vgl. zu diesem Mechanismus Aleida Assmann: Empathie-Blockaden in und nach der NS-Zeit. In: Das unerledigte Vergangene, 17–30 (das gesamte Buch ist zu dieser Thematik heranzuziehen); Alexander und Margarete Mitscherlich: Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens. München 1967. Siehe auch Blaschke, Knöpfe: Situation, 48; Kossert: Kalte Heimat, 12. Zu den erwähnten Zusammenhängen Heiko Haumann: Geschichte, Lebenswelt, Sinn. Über die Interpretation von Selbstzeugnissen. In: ders.: Lebenswelten und Geschichte. Zur Theorie und Praxis der Forschung. Wien usw. 2012, 85–95.

Politik mit den Vertriebenen

Dieser Mechanismus wurde durch Vorgänge auf der politischen Ebene unterstützt. Seit 1948 war es möglich, dass sich Flüchtlinge und Vertriebene in Landsmannschaften und Interessengemeinschaften organisierten. Im Kreis Emmendingen wurde seit Ende 1949 eine Vertretung der kurz zuvor in Freiburg gebildeten „Interessengemeinschaft heimatvertriebener Deutscher in Baden“ tätig, die sich 1950 dem „Zentralverband vertriebener Deutscher“ anschloss.⁸⁶ In Elzach wirkte die bereits erwähnte Ortsgruppe des „Bundes vertriebener Deutscher“. Als Zentralorganisation gründete sich 1950/51 der „Bund der Heimatvertriebenen und Entrechteten“ (BHE), der 1952 seinem Parteinamen noch die Bezeichnung „Gesamtdeutscher Block“ (GB) voranstellte. Von ihm fühlte sich allerdings nur eine Minderheit der Flüchtlinge und Vertriebenen vertreten. Bei den Bundestagswahlen von 1953 und 1957 erhielt der GB/BHE auf dem Gebiet der heutigen Stadt Elzach 2,25 bzw. 3,57 Prozent der Stimmen, also wesentlich weniger, als es dem Bevölkerungsanteil der Flüchtlinge entsprach.⁸⁷ Offenbar empfanden viele von ihnen, dass diese Partei nur teilweise ihre Interessen verfocht, diese hingegen politisch instrumentalisierte.⁸⁸ Zwar waren die meisten damit einverstanden, dass der BHE – ebenso wie die Vertriebenenverbände – für das Recht auf Rückkehr in ihre Heimat und für materielle Verbesserungen eintrat. Aber sie merkten auch, dass die Erinnerung an Flucht und Vertreibung sowie an die „deutsche Heimat im Osten“ weniger dazu diente, ihre persönlichen Erfahrungen zu thematisieren, als den politischen Kampf gegen die kommunistischen Staaten zu führen und die Verbrechen gegen Deutsche mit den Verbrechen von Deutschen während des Zweiten Weltkrieges aufzurechnen.

In ähnlicher Weise nutzten auch andere Parteien und die Bundesregierungen die Angelegenheiten der Vertriebenen für ihre politischen Interessen. Später sollte ein ähnlicher Prozess mit umgekehrten Vorzeichen stattfinden: Um eine Verständigung mit den osteuropäischen Ländern zu erzielen, wurde die Forderung nach dem „Recht

86 Vgl. Hans-Werner Retterath: Die Interessengemeinschaft der vertriebenen Deutschen und ihre Nachfolgeorganisation in Kenzingen. Gratwanderung zwischen Integration und Separation. In: Die Pforte 32–33 (2013) 206–229. Die Problematik der verschiedenen Interessenvertretungen kann ich nur am Rande ansprechen.

87 Landkreis Emmendingen 1, 591. Zum BHE vgl. Bauerkämper: Flüchtlinge, 483; ausführlich Richard Stöss: Der Gesamtdeutsche Block / BHE. In: Parteien-Handbuch. Die Parteien der Bundesrepublik Deutschland 1945–1980. Hg. von Richard Stöss. Sonderausgabe Bd. 3. Opladen 1983, 1424–1459. 1950 bildete sich der BHE in den einzelnen Ländern, Anfang 1951 schloss er sich zu einem Bundesverband zusammen. Ich gehe hier auf diese Partei nicht näher ein. Vgl. insgesamt zu den Vertriebenenverbänden und politischen Vertretungen Kossert: Kalte Heimat, 139–192. Alle Organisationen der Flüchtlinge und Vertriebenen befanden sich in der Zwickmühle, im Interesse ihrer Mitglieder und Sympathisanten für eine Integration eintreten zu müssen, andererseits aber damit fertig zu werden, dass diese, je besser die Integration gelang, eine spezifische Vertretung für überflüssig hielten. Vgl. Retterath: Interessengemeinschaft, 225.

88 Dies wird in allen Interviews deutlich.

auf Heimat“ aufgegeben. Weithin galten die Vertreibungen sogar als Tabuthema, um keinen Revanchismus-Verdacht aufkommen zu lassen oder der Tendenz entgegenzutreten, aus dem „Volk der Täter“ ein „Volk der Opfer“ zu machen. Hier und dort hieß es, die Vertreibungen seien eine gerechte Strafe für begangenes Unrecht.⁸⁹

Die individuellen Gefühle und Erinnerungen der Flüchtlinge und Vertriebenen wurden demnach auch in der Politik an den Rand gedrängt. Diese zogen die Konsequenz, passten sich mehrheitlich an, sprachen nicht über ihre Erlebnisse, packten beim Wiederaufbau an und strebten wie die Einheimischen nach beruflichem, wirtschaftlichem und sozialem Aufstieg.⁹⁰ Nur wenige blieben dabei, an der Forderung, die früheren deutschen Gebiete müssten zurückgewonnen werden, festzuhalten.⁹¹

Fazit

So war das Ergebnis dieser zwangsweisen Migration zwiespältig. Letztlich gelang die Integration der Flüchtlinge und Vertriebenen in die Gesellschaft des oberen Elztales. Die meisten empfinden dies als ihre „zweite Heimat“.⁹² Die Leistungen der Stadt- und Ortsverwaltungen für angemessenen Wohnraum und Eingliederung in ihr Umfeld verdienen Respekt. Ebenso zeigten sich viele Einheimische aufgeschlossen und hilfsbereit. Auch die Zugewiesenen taten das Ihre, um hier Fuß zu fassen. Doch gerade deren erste Generation bildete lange Zeit eine Gruppe für sich. Für diese blieben auch Narben, weil sie sich häufig nicht aufgenommen, sondern abgelehnt fühlte, den Verlust ihrer Heimat nicht verschmerzte und über ihre traumatischen Erfahrungen nicht sprechen konnte. Erst viel später, manchmal erst heute, über 70 Jahre nach den Geschehnissen, wird das Schweigen gebrochen und der Schmerz noch einmal erlebt. Dabei hilft oft, dass die nächste und vor allem die übernächste Generation inzwischen ganz selbstverständlich im Elztal lebt.⁹³ Der hohe Anteil der Zugewanderten veränderte trotz aller Probleme die hiesige Gesellschaft, indem fest gefügte Milieus und Lebensformen aufgebrochen wurden. Man kann von einer „Öffnung“ sprechen.⁹⁴

89 Zur Tabuisierung und Instrumentalisierung Kossert: *Kalte Heimat*, 323–326, 345–354. Anders als Kossert meint (325), scheint mir dies für die Verhaltensweisen vor Ort – „die Kältherzigkeit“ – zumindest während des hier behandelten Zeitraums keine Rolle zu spielen.

90 Interviews; Bauerkämper: *Flüchtlinge*, 483–484. Beispielhaft für die Haltung zahlreicher Flüchtlinge ist ein Leserbrief eines am Kaiserstuhl Vertriebenen an „Die Herberge“, Beilage zur *Tagespost*, 2.12.1949, zitiert in: Blaschke, Knöpfle: *Situation*, 49.

91 Vgl. Interview Monika Greulich.

92 Vgl. Interview Monika Greulich.

93 Vgl. dazu auch: *Zugezogen*. In diesem Buch finden sich Erfahrungsberichte und literarische Verarbeitungen; einbezogen wird die Perspektive polnischer Vertriebener.

94 So im Interview Monika Greulich. Auch Bürgermeister Rapp hat dies einmal gegenüber einer Schulklasse geäußert: Interview N. N.

Der Begriff der „Generation“, den ich mehrfach verwendet habe, muss allerdings differenziert werden. Unter einer Generation wird zunächst einmal eine Gruppe etwa Gleichaltriger verstanden, „die über ähnliche Erfahrungen, Einstellungen und Verhaltensformen verfügen“. Unter bestimmten Bedingungen wird damit aber auch eine Gruppe bezeichnet, die von einem gemeinsamen Schicksal geprägt ist.⁹⁵ Beide Verständnisse werden hier verwendet. Die Flüchtlinge und Vertriebenen kamen oft als Mehrgenerationengemeinschaft – Großeltern, Eltern und deren Kinder –, die zugleich aufgrund von Flucht und Vertreibung eine Generationeneinheit bildete. Hieran anknüpfend bestünde dann die nächste Generation aus den erst in Elzach oder Yach geborenen Kindern. Diese Unterscheidung ist für die Weitergabe der Erfahrungen aus der früheren Heimat in den östlichen Gebieten, aus der Flucht und Vertreibung sowie aus der Anfangszeit in Elzach wichtig. Für die hier geborenen Generationen war die Eingliederung in die Gesellschaft bereits weitgehend selbstverständlich. Andererseits wurden sie doch immer wieder an die Herkunft ihrer Familien erinnert. Vor allem aber wirkten die oft traumatischen Erfahrungen der vorherigen Generationeneinheit über das „kommunikative Gedächtnis“, das sich über mündliche Überlieferung, Alltagserlebnisse und nicht zuletzt emotionale Stimmungen bildet, bis in die dritte Generation nach. Dieses Ergebnis der Erinnerungsforschung wird durch die Geschichte der hiesigen Zuwanderung infolge des Zweiten Weltkrieges bestätigt.⁹⁶ Die zweite Generation erlebte die Erinnerung an die frühere Heimat vielfach als – manchmal verklärendes – Ritual, die dritte begann sich häufig davon abzuwenden und wollte kaum noch etwas „von damals“ hören. Aber das außergewöhnliche, ungeheuerliche Schicksal der Vorfahren ließ sie dennoch nicht los.

Die Migrationserfahrungen über Jahrhunderte und dann die nationalsozialistische Herrschaft sowie ihre Folgen sollten vor Augen geführt haben, dass man Flüchtlingen und Zuwanderern helfen muss. Naturkatastrophen, Kriege, Elend und Not hatten immer wieder zu Wanderungsbewegungen geführt, in der Hoffnung, eine Linderung des Leids und ein besseres Leben zu finden. Im 19. Jahrhundert bedurften zahlreiche Deutsche, die aus wirtschaftlicher Not oder wegen politischer Verfolgung in die USA oder andere Länder ausgewandert waren, der Unterstützung. Vor der nationalsozialistischen Herrschaft mussten viele Menschen fliehen und waren auf Hilfe angewiesen. Während des Krieges zwangen die Bombenangriffe oder die Nähe der Front zum Verlassen des Wohnortes. Manchmal wurde daraus eine dauerhafte neue Niederlassung.

95 Christine Hikel: *Generation*. In: *Lexikon Soziologie und Sozialtheorie. Hundert Grundbegriffe*. Hg. von Sina Farzin und Stefan Jordan. Stuttgart 2008, 78–80, Zitat 78.

96 Vgl. Dietz Bering: *Kulturelles Gedächtnis*. In: *Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Lexikon*. Hg. von Nicolas Pethes und Jens Ruchatz. Reinbek 2001, 329–332, hier 330; *Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung*. Hg. von Harald Welzer. Hamburg 2001; Harald Welzer: *Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung*. München 2002; *Generation und Gedächtnis. Erinnerungen und kollektive Identitäten*. Hg. von Kristin Platt und Mihran Dabag. Opladen 1995.

In der Nachkriegszeit kamen die Flüchtlinge und Vertriebenen aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten. Viele flohen aus der DDR in die BRD. Hilfe war somit angebracht, zumal die Flüchtlinge das mögliche Schicksal der Helfenden verkörperten, das sie jederzeit selbst treffen konnte. Jeder Mensch kann schnell zum „Fremden“ gemacht werden.⁹⁷ Ob daraus für die Gegenwart gelernt wird?

97 Vgl. Hannah Arendt: *Wir Flüchtlinge*. Mit einem Essay von Thomas Meyer. Stuttgart 2016, hier bes. 59 (Meyer). Arendt argumentiert in ihrem Aufsatz von 1943, dass die europäischen Völker „den Ausschluss und die Verfolgung seines schwächsten Mitglieds“ – des jüdischen Volkes – zuließen (36), bevor sie meist selbst von den Nationalsozialisten „für vogelfrei erklärt wurden“ (35). Siehe zu diesem Mechanismus auch: *Der Fremde bin ich selber?*

„Was willsch mit dem Italiener?“

Italienische Einwanderer im 19. und 20. Jahrhundert

Jürgen Herr, Karl Tränkle

Für den Straßen- und Eisenbahnbau im Südwestdeutschland des 19. und 20. Jahrhunderts wurden zahlreiche Arbeiter und Fachkräfte benötigt. Die Arbeiter kamen als Saison- und Wanderarbeiter für eine Saison auf die Baustellen und gingen im Spätjahr wieder zurück zu ihren Familien. Am Beispiel von italienischen Steinhauern wird gezeigt, dass Fachkräfte auch im Schwarzwald geblieben sind und erfolgreiche Unternehmer und anerkannte Bürger wurden.

Steinhauerei in Yach

Über den Rohrhardsberg ragt weit in die Yacher Gemarkung der „Triburger Granitstock“ mit markanten Gesteinsformationen vor. Das harte Gestein ist für Wanderer durch riesige Findlinge, grandiose Felsbildungen und turmartige Verwitterungen – wie



Ausschnitt aus der Geologischen Karte von Elzach, 1909, „Triburger Granitstock“ auf der rechten Bildseite.